

Die neue Synagoge
und das Gemeindezentrum
in Saarbrücken
Lortzingstraße 8

Aus: „und dies ist die Pforte des Himmels“ 1. Mos. 28,17.
Synagogen Rheinland-Pfalz-Saarland.
Bearbeitet von Stefan Fischbach und Ingrid Westerhoff.
Schriftleitung Joachim Glatz und Meier Schwarz.
Hg. Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz
mit dem Staatlichen Konservatoramt des Saarlandes
und dem Synagogue Memorial Jerusalem. Mainz 2005,
S. 454-455

Axel Böcker



Am 2. Juni 1946 gründeten 40 Überlebende der Shoah im Sitzungssaal des Saarbrücker Rathauses die Synagogengemeinde Saar. Versammlungen und Gottesdienste wurden in der stark kriegszerstörten Stadt zunächst an verschiedenen Orten abgehalten. Als Not-synagogen dienten an Werktagen ein Raum im Landesmuseum (heute Stadtgalerie) und an Feiertagen der Rote Saal des Johannishofes in der Mainzer Straße.

Schon bald nach der Gründung der Gemeinde begannen Überlegungen zum Bau einer neuen Synagoge.¹ Im August 1947 legte der Saarbrücker Architekt Heinrich Sievers (1903-1969) einen ersten Entwurf vor. Dieser wurde – trotz maßgeblicher Unterstützung der jüdischen Gemeinde, durch die Saarländische Landesregierung und die französische Besatzungsmacht – vom Städtischen Gutachterausschuss für Neubauten zunächst abgelehnt.² Nach umfassenden Korrekturen am Entwurf begannen im September 1948 die Bauarbeiten. Am 14. Januar 1951 – nach mehr als zwei Jahren Bauzeit – wurde die Synagoge am Beethovenplatz feierlich eingeweiht.

Die Synagoge in Saarbrücken wurde als erste nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik geplant und fertiggestellt.³ Dieses frühe Datum hängt direkt mit dem Einfluss des französischen Hohen Kommissars für das Saarland Gilbert Grandval (eigentlich Gilbert Hirsch, 1904-1981) zusammen, der – selbst aus einer jüdischen Familie stammend – die Gemeinde und ihr Bauprojekt unterstützte und selbstverständlich auch an der Eröffnungszeremonie teilnahm.

Die Synagoge passt sich in die südwestliche Platzwand des Beethovenplatzes ein und verwendet geschickt den vorhandenen Versprung in den Fluchtlinien der Nachbargebäude zur Komposition der Fassade. Der eigentliche Synagogenraum bildet sich als

kräftiger, blockartiger Baukörper von etwa 10 m Höhe und 30 m Länge ab, da er der vorderen Fluchtlinie folgt und daher – bezogen auf das linke Nachbargebäude – etwa 4,50 m vor dessen Bauflucht tritt. Die darüberliegenden Geschosse, die das Gemeindezentrum und Wohnungen aufnehmen, liegen dagegen in der hinteren Bauflucht und treten wie ein hohes Staffgeschoss zurück.

Die Hauptfassade ist mit hellen quadratischen Kalksteinplatten verkleidet. Drei schmale Bänder aus Kunststein, die sich in der Farbgebung nur leicht vom Kalkstein unterscheiden, gliedern die Fassade horizontal und binden die Öffnungen ein: den Haupteingang, das darüberliegende Rundfenster, das einen farbig verglasten Davidstern zeigt, sowie sieben gleichartig ausgebildete, hochrechteckige und ebenfalls farbig verglaste Fenster. Sie alle werden durch schmale, stark erhabene Kunststeingewände akzentuiert. Die Fenstergruppe ist zusätzlich mit einer durchlaufenden Sohlbank zusammengefasst, die je Fenster auf zwei Konsolen aufliegt. Oberhalb der Fenstergruppe befindet sich ein weiteres zusammenfassendes Gesims. Die reduzierte Verwendung von Bauschmuck erhöht die monumentale Wirkung der Fassade.

Über dem Haupteingang steht Psalm 113,2 in hebräischer Schrift: „Der Name des Ewigen sei gepriesen von nun an bis in Ewigkeit“.

An der schmalen, durch den Rücksprung der Bauflucht entstandenen Fassade setzt sich diese Architektursprache fort: Dort befindet sich, über einer Eingangstür, ein hohes Fenster wie auf der Hauptfassade. Den gesamten vorspringenden Bauteil schließt ein mächtiges, umlaufendes Gesims mit Attika ab, das zugleich als Brüstung für eine Dachterrasse dient. Die darüberliegenden Geschosse sind als schmucklose Lochfassaden ausgebildet.

Der Synagogenraum ist zwar als dreischiffige Emporenhalle angelegt, seine Seitenschiffe haben auf den Raumeindruck jedoch nur geringe Wirkung. Gestaltwirksam sind vielmehr die durch einige Stufen erhöhte Ostwandnische, in der die Torarollen aufbewahrt werden, mit zugehöriger Bima, der rechts wie links davon angeordnete Orgelprospekt sowie die leicht konvex geschwungene Empore am westlichen Ende des Mittelschiffs.

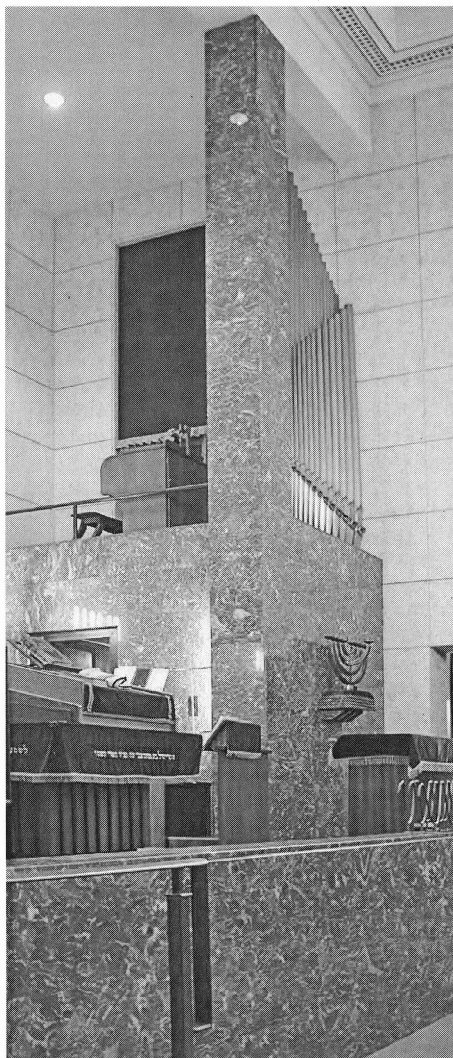
Für die erhabensten Bestandteile des jüdischen Ritus ist durch die Verwendung grauen Marmors ein gesonderter Raum ausgeschieden, der sich in seiner Materialität und dunklen Farbgebung von der Gestalt der anderen Raumelemente deutlich abhebt und durch den das Mittelschiff eine eindeutige Ausrichtung nach Osten erhält.

Die Seitenwände sind durch zwei übereinanderliegende Pfeilerarkaden gegliedert: Im Erdgeschoss trennen enggestellte Pfeiler die unbelichteten Abseiten vom Mittelschiff. Im Obergeschoss befinden sich zwischen den Pfeilern, die wie die verbleibenden Wandflächen mit einer Putzgliederung gegliedert sind, weite Öffnungen, die zur indirekten Belichtung der Synagoge dienen. Auf den Pfeilern sind zeittypisch gestaltete Lampen mit Leuchtstoffröhren angebracht. Den Abschluss des Synagogenraumes bildet eine Kassettendecke mit betonten Querrippen. Das hölzerne Gestühl bietet Platz für 248 Personen.

Der Bau zeigt in seiner Architektursprache starke Parallelen zu konservativen französischen Architekturrichtungen, die ihre Wurzeln im Neoklassizismus der 1930er Jahre haben. Insbesondere der Außenbau stellt sich als eine dem Formempfinden der französisch orientierten Machthaber angepasste Architektur dar.

Der Innenraum, dessen Wirkung Salomon Korn als „merkwürdigen Kontrast zwischen Anklängen an Nazistische Prachtbauten-Architektur und jüdischem Gotteshaus“ bezeichnet, ist weniger stringent durchformuliert.⁴ Durch die verschiedenen Architekturelemente wie die marmorne Ostnische oder die für die 1950er Jahre zeittypischen geschwungenen Linien und Neonleuchten entsteht ein uneinheitlicher Raumeindruck.

Im Gegensatz zu anderen Synagogen der Nachkriegszeit, die nach neuen und unkonventionellen Raummodellen für die veränderten Rahmenbedingungen der Gemeinden suchen, bleibt die Saarbrücker Synagoge konservativen Raumvorstellungen der Vorkriegszeit verhaftet und bringt damit das besondere Selbstverständnis der Synagogengemeinde Saar und ihrer Förderer beispielhaft zum Ausdruck.



Anmerkungen

- 1 Aufgrund der besonderen politischen Situation im seit 1947 mit einer eigenen Verfassung ausgestatteten Saarland wurden Einwohner jüdischen Glaubens nicht als „displaced persons“ registriert.
- 2 Bauakte Lortzingstraße 8, Bl. 16-21. Schriftverkehr im Nachgang zur Sitzung des Gutachterausschusses vom 9.9.1948, in der insbesondere die Ausbildung und Lage eines geplanten Turmes sowie die Einbindung in die Bauflucht des Beethovenplatzes kritisiert wurden. Planzeichnungen hierzu finden sich in der Akte nicht. Das Datum der ursprünglichen Antragstellung ergibt sich aus Bl. 110 oder o.g. Bauakte.
- 3 Siehe auch Korn 1988, S. 294, Anmerkung 16. Das Saarland war bis 1957 nicht Bestandteil der Bundesrepublik Deutschland.
- 4 Korn 1988, S. 294

Quellen und Literatur

- Synagogengemeinde Saar: Abrechnungen von Bauleistungen durch den Architekten H. Sievers (Verwendungsnachweis für Bauleistungen – Empfänger Oberregierungsrat Dr. Baum)
- us: Stationen jüdischer Kultur. Große Opfer für das Zentrum am Beethovenplatz gebracht. Saarbrücker Zeitung 14.1.1981
- Salomon Korn: Synagogenarchitektur in Deutschland nach 1945. In: Hans-Peter Schwarz (Hg.): Die Architektur der Synagoge. Frankfurt 1988, S. 287-396
- Lutz-Henning Meyer: Stellungnahme Oppenhoffallee 50 in Aachen. Synagoge. Rheinisches Amt für Denkmalpflege, Typoskript, o.J.